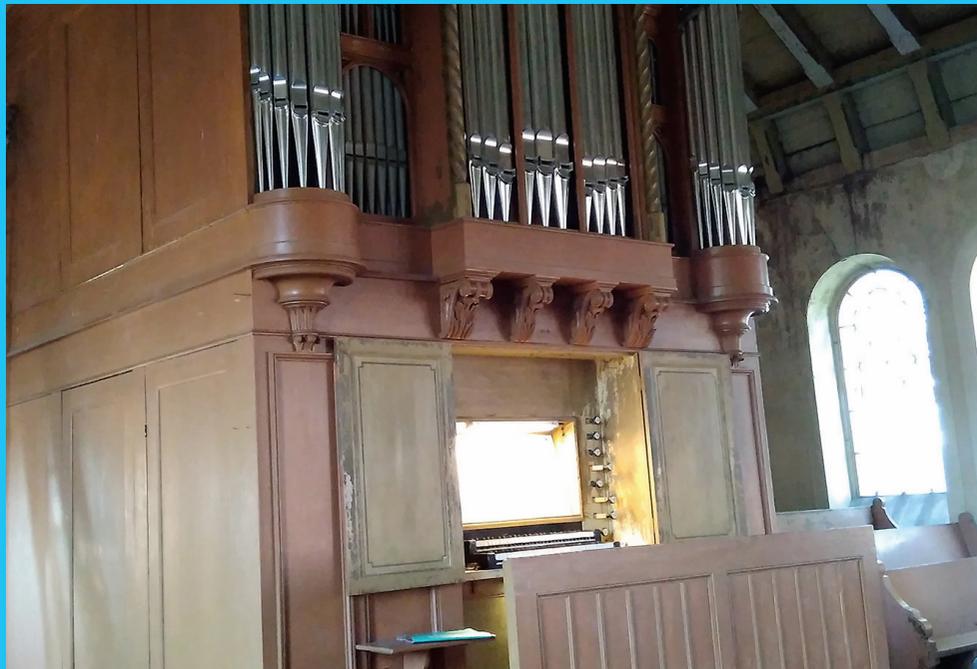


30. Jhg. AUGUST 2020 Nr.8 (381)

MASURISCHE STORCHENPOST



Der Sommer in Masuren
Das Sonnenblumenfeld in der Nähe von Sensburg
Foto: Ewa Dulna



**Die ersten neuen Töne der Orgel. Dr. Susanne Borrek
Die Orgel in der evangelische Kirche in Warpuhnen.**

Foto: Uwe Hahnkamp

Scharnhorst/Sensburg/Warpuhnen. Zehn Jahre „Freunde Masurens“

Von Bänken, Hörgeräten und Orgeln

Vom Uwe Hahnkamp

Der Verein „Freunde Masurens“ feiert in diesem Jahr sein 10-jähriges Bestehen, seine Gründung erfolgte am 1. August 2010. Im Rahmen einer Fahrt seiner Mitglieder nach Masuren wurden unter anderem eine Bank auf dem früheren evangelischen Friedhof in Sensburg aufgestellt und die Orgel in der früheren evangelischen Kirche in Warpuhnen eingeweiht.

Was tun, wenn man vor der Kirche steht, in der man noch selbst getauft, konfirmiert und getraut wurde, und feststellen muss, dass sie vor dem Zahn der Zeit langsam in die Knie geht und immer mehr verfällt? Resignieren trotz aller bisherigen Versuche der ehemaligen Einwohner des Ortes, die Kirche zu erhalten? Es war ein schwerer Moment im Juni 2010 für Pastor Fryderyk Tegler, als er einer Reisegruppe „seine“ Kirche in Warpuhnen zeigte. Und gleichzeitig der Moment, der sowohl der Kirche als auch der ganzen Region eine große Menge Hilfe bringen sollte. Denn Kerstin Harms, die auf dieser Fahrt Masuren kennen lernte, sagte damals: „Wir werden die Kirche möglicherweise nicht retten können, aber wenn wir es nicht machen, wird es nicht besser.“

Bereits sechs Wochen später war sie auf Vorschlag von Pastor Tegler die 1. Vorsitzende des frisch gegründeten Vereins „Freun-

de Masurens“ geworden und prägt seitdem mit ihrem Motto „geht nicht gibt's nicht“ dessen Arbeit.

Zehn lange und doch sehr kurze Jahre sind seither ins Land gegangen. Es gab Hilfsaktionen für Bedürftige in Masuren, es entstanden vielfältige Kontakte zu Schulen, Pfarrgemeinden, Gemeinden bis hin zur Ebene der Woiwodschaft. In Kooperation mit Lehrern, Pfarrern, sowie vielen Menschen in Verwaltungen und gesellschaftlich engagierten Vereinen wie zum Beispiel denen der deutschen Minderheit in Sensburg oder Lötzen konnten viel Leid gelindert, Hoffnung geweckt und Vorurteile abgebaut werden. Die Brücken, die die „Freunde Masurens“ sich zu bauen vorgenommen hatten, nahmen langsam und stetig Gestalt an.

Einerseits gibt es eine starke, wichtige, regelmäßig befahrene Brücke der tätigen, alltäglichen Hilfe. Über sie werden etwa medizinische Geräte und Pflegebetten, Weihnachtsgeschenke, Schulmaterialien und Süßigkeiten für Schulkinder und weitere Hilfsgüter transportiert, aber auch – Fahrräder. Was sollen etwas mehr als 300 reparaturbedürftige Fahrräder in Sorquitten, wo sie an einem sonnigen Sommerabend aus einem Lieferwagen ausgeladen und im Hof des evangelisch-augsburgischen Pfarrhauses bei Pastor Krzysztof Mutschmann abgestellt wurden?

Eine Reparaturwerkstatt sollte sie instandsetzen, dabei Menschen aus dem Dorf Arbeit geben und die fertigen Fahrräder für einen guten Zweck verkaufen oder Bedürftigen ohne Entgelt zur Verfügung stellen.

Ein für viele Betroffene persönlich sehr bewegendes Projekt war im Jahr 2014 die Vermittlung von 50 gebrauchten Hörgeräten der

Firma KIND an Hörgeschädigte. Die Preise für solche Geräte übersteigen die finanziellen Möglichkeiten vieler Menschen in der strukturschwachen Region Masuren oft bei weitem. Die Hörgeräte wurden verschenkt und den einzelnen Personen individuell angepasst. „Wenn man den glücklichen Ausdruck auf den Gesichtern dieser Menschen sieht, die endlich wieder hören oder besser hören, weiß man, wofür man sich einsetzt“, fasste Kerstin Harms damals ihre Gefühle zusammen, „es sind die Menschen hier, auf die es uns ankommt.“

Seit kurzem, seit dem 29. Juli, gehört auch Sofia Wojciechowska aus Sensburg zu denen, die die „Freunde Masurens“ glücklich machen konnten. Das ist der zweiten Brücke zu verdanken, die der Verein aufgebaut hat: die Erinnerung an die Geschichte der Region Masuren. Dazu zählen Gedenksteine auf den Friedhöfen in Rhein und Steinwalde (Krzyżany). Dazu zählt die Vortragsreihe der „Sorquitter Gespräche“, die noch in diesem Jahr oder spätestens mit der ersten Veranstaltung im kommenden Jahr die Zahl 30 erreichen. Dazu zählen auch Patenschaften wie die für den früheren evangelischen Friedhof in Sensburg, für den sich Sofia Wojciechowska seit Jahren einsetzt. Die „Freunde Masurens“ hatten sich zum Ziel gesetzt, dort einen Ruhe- und Erinnerungsort an die dort ruhenden Toten einzurichten.

Am Mittwoch, dem 29. Juli, wurde an dem Weg durch den Friedhof, den viele Einwohner als Abkürzung verwenden, eine Bank aufgestellt und im Beisein von Sensburgs Bürgermeister Dr. hab. Stanisław Bułajewski und dem Abgeordneten zum ermländisch-masurischen Landtags aus Sensburg Julian Osiecki eingeweiht. Die vom Vizevorsitzenden des Vereins „Freunde Masurens“ Mat-

thias Nördemann im Rahmen der kurzen Feier an der Bank angeschraubte Tafel trägt die Aufschrift „Ławka pamięci dla tych, którzy tu spoczywają / Bank der Erinnerung für die hier Ruhenden“. Auf der Bank können sich jetzt Personen niederlassen und in Ruhe ihrer Vorfahren gedenken, die auf diesem Friedhof liegen. Als erste probierten sie Kerstin Harms und Sofia Wojciechowska aus, die vor Freude strahlte: „Ich bin glücklich und sehr dankbar für das, was ihr, die „Freunde Masurens“, geschafft habt.“ Ihre Unterstützung vor Ort, ohne die das Projekt nicht so einfach geklappt hätte, wurde ihr mit dem Nachdruck der Danziger Bibel gedankt, die ihr Pastor Tegeler überreichte.

Die Unterstützung durch die Menschen hier in Masuren ist ein wichtiger Punkt in der Arbeit der „Freunde Masurens“ gerade bei der dritten Brücke, dem Einsatz für das kulturelle Erbe und dabei vor allem für das Herzensprojekt des Vereins, der evangelischen Kirche in Warpuhnen.

Zu nennen ist dabei der Unternehmer Alfred Siwik, dem Pastor Tegler als Kind Polnisch beigebracht hatte und der als späten Dank vor fünf Jahren das Dach reparieren, 200 Fenster einsetzen und den Turm sichern ließ. Da sind die Einwohner von Warpuhnen mit Schultheiß Justyna Gałka an der Spitze und von Sorquitten, die 2016 gemeinsam mit den Mitgliedern der „Freunde Masurens“ die Kirche säuberten. Familie Grygo aus Kruttinnen stand mit der Beaufsichtigung der Baumaßnahmen und Übersetzungshilfe dem Projekt ständig zur Seite, und das Ehepaar Osiecki beherbergte während des aktuellen Teilprojekts – der Restaurierung der Orgel – den Orgelbauer Andrzej Kowalewski aus Braunsberg

und seine Mitarbeiter. Dies sind Mosaiksteine, die aus dem Projekt des Unmöglichen einen erfüllten Traum gemacht haben.

„Die Kirche steht immer noch und wird nach den letzten Maßnahmen wie der Neuverfugung des unteren Mauerwerks weiterhin stehen“, freute sich Kerstin Harms bei der Einweihung der Orgel in der Warpuhner Kirche am 1. August, genau 10 Jahre nach der Gründung der „Freunde Masurens“.

Dass das alles nicht ohne finanzielle Unterstützung ging, versteht sich von selbst. Als im Jahr 2019 der Turm der Kirche einzustürzen drohte, konnten über die Beauftragte für Kultur und Medien der deutschen Bundesregierung Fördergelder für den Erhalt deutschen Kulturguts in historischen Siedlungsgebieten im östlichen Europa gewonnen und der Turm gerettet werden.

Bei der Orgel gestaltete sich die Suche nach Geldmitteln komplizierter, da zwar die evangelische Kirche in Warpuhnen ins polnische Denkmalregister eingetragen ist, nicht aber ihre Orgel, die immerhin von der bekannten Orgelbauerfirma Terletzki in Elbing erbaut wurde. Also rief der Verein „Freunde Masurens“ zu Spenden auf, um die Orgel wieder spielbereit restaurieren zu lassen. „Ein besonderer Dank gebührt hier Dr. Susanne Borrek, die auf die Idee kam, für einzelne Orgelpfeifen Patenschaften zu vergeben. Vor allem dank dieser Idee haben wir die nötigen 35.000 Euro aus privaten Spenden sammeln können“, berichtete Kerstin Harms, „daher gebührt ihr auch die Ehre, mit ihrem Spiel das Instrument wieder in Betrieb zu nehmen.“

Der Herausforderung der historischen Terletzki-Orgel, die im Laufe der Zeit unter anderem durch einen Wasserschaden bei Löscharb

beiten sowie Verunreinigungen durch Vögel gelitten hatte, stellte sich Orgelbaumeister Andrzej Kowalewski aus Braunsberg.

Wie am ersten August deutlich zu hören war, hat er gute Arbeit geleistet. Die Töne der Toccata F-Dur von Dietrich Buxtehude oder Johann Sebastian Bachs Präludium und Fuge B-Dur erklangen über einem sehr gut gefüllten Kirchenschiff, in dem sich viele der Helfer, Partner und Freunde der „Freunde Masurens“ eingefunden hatten. Auch die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland Cornelia Pieper, die die Schirmherrschaft über die Veranstaltung übernommen hatte, hatte es sich nicht nehmen lassen, aus Danzig nach Warpuhnen zu kommen, um die Einweihung der Orgel durch den Bischof Senior der Diözese Masuren der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen Rudolf Bażanowski mitzuerleben.

Die Spenden, die bei diesem Gottesdienst gesammelt wurden, waren für weitere Renovierungsarbeiten an der Kirche bestimmt.

Doch was erwartet die Kirche in Zukunft und die „Freunde Masurens“ in den nächsten zehn Jahren ihres Bestehens? „Zunächst einmal werde ich ausspannen und das Projekt hier abschließen“, lacht Kerstin Harms, „aber Ideen habe ich noch einige.“ Und der Vizevorsitzende des Vereins Pastor Tegler fügt hinzu: „Regelmäßige Orgelkonzerte hier in Warpuhnen, etwa viermal im Jahr – das wäre sehr schön.“ Die Pläne gehen den „Freunden Masurens“ also nicht aus, und die Energie dafür, das bleibt zu hoffen, ebenfalls nicht. Zum Wohle der Region Masuren und der Menschen, die dort leben.

Ingrid Brase Schloe

Wie spielst du leben?

Im Schaum
ein Spritzer sein
aus Wolken sich lösen
davon schweben
immer nur auftauchen
in südlicher Sonne tänzeln
sori lasifali
das wäre Lebensspiel

doch eingegrenzt
in gezirkelte Felder
gebunden
immer wieder
konstruierend kalkulierend
reflektierend resumierend
als festgelegte Figur
die Wenns wälzen
den Konjunktiv durchpeitschen
das ist Lebens-Schach

Unter nordischen Himmeln
wird gradlinig schwerblütig gesetzt

INFORMATION !

Das 30. Kultur- und Begegnungsfest der Masurischen Gesellschaft mit dem Seminar „30 Jahre sind vergangen“ war ursprünglich für den 16 - 18. Oktober 2020 in Kruttinnen geplant.

Auf Grund der anhaltenden Corona-Pandemie sowie der damit verbundenen Einschränkungen und Unwägbarkeiten haben wir entschieden das unser Treffen in das Jahr 2021 zu verschieben.

Im Namen
des Vorstands der „Masurischen Gesellschaft
Barbara Willan

EINE SCHIENENKREUZFAHRT IN DIE GESCHICHTE

Der Schienenstrang zum Seehafen der Habsburger Monarchie in Triest, eröffnet im Juli 1906, existiert noch bruchstückhaft und hat Wandlungen erfahren. Eine Kreuzfahrt der besonderen Art lässt den Touristen Slowenien und das angrenzende Istrien entdecken:

Im Mittelpunkt der Fahrt – die Wocheinerbahn.

von Ulrich Miksch

Als der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand am 19. Juli 1906 in Abling/Jesenice die Eröffnungsfahrt der Wocheinerbahn mit großem Gefolge bis Triest antrat, sprach er auch auf slowenisch: „Möge der neue Schienenweg mit Hilfe Gottes dem Lande Krain und seiner Bevölkerung förderlich sein.“

Der damalige Eisenbahnminister Cisleithaniens von Derschatta präziserte die Bauanstrengung: „Mit der heute zur Eröffnung gelangenden Strecke Abling-Triest ist tatsächlich die zweite Eisenbahnverbindung des Binnenlandes mit Triest hergestellt. Über Veldes/Bled, Wochein-Feistritz/Bohinjska Bistrica, Santa Lucia-Tolmein/Most na soci, Görz/Nova Gorica, wo überall Halte zur Feier mit der örtlichen Bevölkerung eingelegt wurden und die Strecke in Augenschein genommen werden konnte, ging es schließlich auf dem neuen Weg nach Triest, wo der Erzherzog auch auf Italienisch die versammelte Festschar ansprach: „Ich

spreche nun den Wunsch aus, dass die Bürger dieser Stadt durch tüchtige Arbeit [...] sowie durch treue Anhänglichkeit an seine Majestät unserem erhabenen Herren und Kaiser das begonnene Werk zu gedeihlicher Entwicklung bringen mögen.“

Nach der Inbetriebnahme weiterer Strecken, die die Anbindung des Hafens von Triest vor allem für die Böhmisches Länder und Süddeutschland verbessern sollte, blieben dieser Bahnlinie nur wenige Jahre, um die bei der Eröffnung beschworenen Vorteile zu nutzen.

Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg gegen die Mittelmächte 1915 waren es vor allem die zweieinhalb Jahre dauernden Kämpfe am Isonzo mit insgesamt zwölf Schlachten, die die Wocheinerbahn zur militärischen Nachschublinie degradierten. Mindestens eine halbe Million tote Soldaten auf italienischer und habsburgischer Seite waren zu beklagen. Darunter auch viele Deutsche aus den Böhmisches Ländern.

Nicht zuletzt dafür steht Josef Hofbauer. Der gebürtige Wiener, den Josef Seliger 1910 nach Teplitz-Schönau/Teplice holte, schrieb als sudetendeutscher Sozialdemokrat – in Ergänzung zu Erich Maria Remarques *Im Westen nichts neues* – den Antikriegsroman *Der Marsch ins Chaos. Österreichs Kriegsbuch von der italienischen Front* (1930), in dem Hofbauer seine Erfahrungen am Isonzo verarbeitete. Mit umgebauten Erste Klasse-Wagen aus den 1960er bis 1980er Jahren bietet der „Classic Courier“ seit 2002 sogenannte Schienenkreuzfahrten an, wobei gelegentlich Busfahrten die nie vorhandenen oder mittlerweile fehlenden Schienenstränge überbrücken helfen.

Eine Reise ist die seit einigen Jahren jeweils im Frühjahr und Herbst veranstaltete Fahrt auf der Wocheinerbahn, die aus Deutschland und Österreich nach Slowenien führt mit Abstechern ins habsburgische Bäderparadies Opatija und in die diesjährige europäische Kulturhauptstadt Fiume/Rijeka.

In Berlin, die Abfahrt vom Hauptbahnhof eingebettet in den alltäglichen Ost-Westverkehr, startet der Zug und vollführt einen Zickzack-Kurs mit Einstiegsmöglichkeiten an vielen mittelgroßen Bahnhöfen. Immer gemächlich unterwegs geht es über Magdeburg und Halle die alte IC-Zugstrecke durchs Thüringer Schiefergebirge über Nürnberg nach München und schließlich Salzburg, wo ein erster Reisetag seinen Abschluss findet. Nach einer vormittäglichen Stadtbesichtigung startet der Zug mit vorläufigem Ziel Abling. Auf meist neugebohrten Streckenabschnitten werden die Alpen in Österreich durchfahren.

In Villach hält man nochmals kurz, dann ist Slowenien erreicht. Nach einem kurzen Aufenthalt, der einem Lokomotivwechsel geschuldet ist, beginnt die Fahrt auf der Wocheinerbahn, auf der slowenische Eisenbahnfreunde auch Nostalgiefahrten mit Dampflokomotiven betreiben. Die eingleisig betriebene Strecke, die planmäßig nur lokalen Personenverkehr kennt, aber für den Güterverkehr wohl bedeutender ist, fordert immer wieder Halte für den Sonderzug.

Lang steht der Zug auch in Wochein-Feistritz direkt vor dem längsten Tunnel der Strecke mit über sechs Kilometer Länge, der 1906 die Grenze der Krain überfuhr ins benachbarte Kös-

tenland mit dessen Hauptort Triest. Heute bleibt man auch nach der Tunnelfahrt in Slowenien und fährt entlang des smaragdgrün leuchtenden Wassers des Isonzo, wechselt die Talseite auf der imposanten Salcanobrücke und erreicht schließlich Görz, den slowenischen Endpunkt auf der alten Strecke.

Ein imposanter Bahnhofsbau, fast noch im Originalzustand seiner Eröffnung, empfängt die Reisenden. Und auf den Vorplatz grüßt schon Italien.

Der eiserne Vorhang trennte Nova Gorica von Gorizia zwischen 1947 bis 2004.

Erinnerungspunkte weisen den Reisenden darauf hin. Und auch die Isonzofront ist präsent: Ein „Weg des Friedens von den Alpen bis zur Adria“ führt über den Bahnhofsvorplatz.

Er ist vor allem für Wanderer und Radfahrer konzipiert. Soldatenfriedhöfe, Schützengräben, Kapellen, Freilichtmuseen und andere Mahnmale erinnern an dem etwa 90 Kilometer langen Weg an die vor allem von den Einwohnern dieses Landstriches erlittenen Verheerungen. Er soll anregen über den Wert des Friedens und gemeinsame europäischen Perspektiven nachzudenken, die mit dem Beitritt Sloweniens zur EU 2004 eine stabile Perspektive bekommen haben.

Nach Stunden setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Nun fährt er auch auf völlig neuen Gleisen Koper, dem Hafen Sloweniens, entgegen. Ein Relikt der jugoslawischen Periode nach dem 2. Weltkrieg, in der sich Tito zuerst Triest sichern wollte, aber leer ausging. So brauchte Jugoslawien einen eigenen Adriahafen mit Schienenanschluss und errichtete zwischen 1964 und 1967

eine höchst anspruchsvolle 31,5 km lange Stichstrecke: die Koper-Bahn. Mittlerweile ist sie eine lukrative Güterbahn, die nach einem zweigleisigen Ausbau lechzt und mit EU-Mitteln auch geplant ist.

In Koper warten Busse und bringen die Reisegruppe nach Rosenhafen/Portoroz. Von dort starten Ausflüge unter anderem ins Gestüt Lipica, der Herkunftsort der berühmten Lipizzaner – ein slowenisches Identitätssymbol, das auf die Zugehörigkeit zur früheren Habsburger Monarchie hinweist. Oder ins mondäne Seebad Opatija im kroatischen Istrien, wo die österreichische Riviera der Donaumonarchie ihre spektakulärste Ausprägung fand.

Die Fremdenführerin führt den Touristentross ein Stück der Franz-Joseph-Promenade, die erst seit 1996 so heißt, entlang, erzählt von Otto von Habsburg, der öfters zu Besuch war und die einheimische Bevölkerung durch die örtliche Aussprache von Abbazia begeisterte. Sie führt uns in die Sankt Jacobs Kirche, an den Ort der Gründung der Ansiedlung: eine Benediktiner-Abtei 1420 begründete Opatija (kroatisch „Abtei“).

Davor in einem kleinen Park Grabsteine, Grablichter und Blumen. Im Gedenken an die Opfer der Balkankriege der 1990er Jahren. Auch das im Bewusstsein der heute wieder häufig im Kaiserjgelb leuchtenden Stadt. Im Stadtpark die Büste Friedrich Julius Schüler (1832-1894), Generaldirektor der Südbahngesellschaft ab 1878, der ganz im Sinne der Erschließung der Sommerfrische im Semmering auch den „Winter Curort und Seebad Abbazia“ wesentlich prägte.

Mit Bussen geht es über die slowenische Hauptstadt Laibach/Ljubljana, das mit seinen Bauten ganz wie eine österreichische Stadt mit Jugendstilgebäuden und späteren Arbeiten des Otto Wagner-Schülers und gebürtigen Laibachers Joze Plecnik wirkt, nach Veldes, wo die Bahn einen Haltepunkt hat. Bled am Veldeser See, dem größten Binnensee Sloweniens der mit seiner geschützten Lage durch die umliegenden Berge ein mildes Klima hat, ist eine mittelalterliche Gründung wofür die Burg auf einem freistehenden Felsen 139 Meter über dem See sichtbares Zeichen ist. Seinen Aufstieg zum Kurort begann durch den Schweizer Arzt namens Arnold Rikli, der mit Naturheilverfahren experimentierte und sich 1854 in Veldes ansiedelte.

Zu den größten Anhängern des Lebensreformers zählte in seinen letzten Lebensjahren auch der in Schönau/Šanov geborene Polarforscher und Maler Julius von Payer, der immer im Sommer auf Kur nach Veldes fuhr, wo er 1915 einem Herzanfall erlag. Bei einem Rundgang um den See erschließen sich einem die Besonderheiten der Landschaft. Zur Kur und zu diplomatischen Händeln (im August 1935 fand hier eine Konferenz der Kleinen Entente – Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien - statt) führen nach 1918 nicht nur die jugoslawische Königsfamilie, sondern auch Tito nutzte nach 1945 eine riesige, noch immer abgesperrte Residenz, an der man vorbeiläuft.

Und gleich neben einer zur Badeanstalt hergerichteten Bucht findet sich auch ein Olympisches Rudersportzentrum, aus dem slowenische Medaillengewinner entstammen.

Mitten im See gibt es eine kleine Insel mit einer Marienkirche darauf, zu der man mit Hilfe offener Holzboote, den Pletnas, fah-

ren kann. Der Charme der kleinen Kurstadt am Fuße der Julischen Alpen ist beim Schlendern durch die Parkanlagen zu spüren. Sie schließt eine einwöchige Schienenkreuzfahrt ab, in die Geschichte der Monarchie und was daraus wurde.

Der Artikel erschien bereits in abgewandelter Form in der Sudetendeutschen Zeitung.

[HTTPS://WWW.KULTURFORUM.INFO/DE/KK-MAGAZIN](https://www.kulturforum.info/de/kk-magazin)

Von der Redaktion:

Es gibt auch eine deutsche Minderheit in Slowenien.

Die deutsche Volksgruppe in Slowenien zählt zwischen 3.000 und 5.000 Angehörige.

Wo Schiffe kletternd fahren.

Auf dem Oberländische Kanal bewältigen Kähne hundert Höhenmeter

Von Uwe Hahnkamp

Über 175 Jahre ist es her, dass unter der Leitung des Ingenieurs Georg Jakob Steenke mit dem Bau des Oberländischen Kanals begonnen wurde, der die Eylauer Seenplatte mit dem Drausen-see und der Ostsee verbindet. Er sorgte für eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation der Region zwischen Osterode/Ostróda und Elbing/Elbląg. Heute fahren auf dem Kanal nur Ausflugsschiffe. Mit dem – trotz Protesten von Ökologen – von der Warschauer PiS-Regierung begonnenen Durchstich der Frischen Nehrung bei Elbing soll die Region frische Impulse bekommen.

Blicken wir zurück in die Zeit am Anfang des 19. Jahrhunderts: Zwischen den oberländischen Seen und Elbing liegt die Grenze der beiden Provinzen Ost- und Westpreußen. Es ist ein agrarisch geprägtes Gebiet, das vor allem Lebensmittel und Holz liefert. In dieser zerklüfteten Endmoränenlandschaft fehlt jedoch ein direkter Wasserweg zur Küste, wie im Ermland die Alle, die Richtung Königsberg fließt. Feste, noch dazu für schwere Transporte geeignete Straßen gibt es kaum, die aufkommende Eisenbahn findet erst deutlich später ihren Weg in diesen südlichen Teil Ostpreußens. Es bleibt nur der Weg über das Wasser, und das bedeutet ein sechs- bis achtmonatiges Flößen über die Drewenz und die

Weichsel zur Ostsee – und das für Holz, das zehn Meilen südlich von Elbing gefällt wird. So war die Situation, die Georg Jakob Steenke antraf, als er 1836 seine Arbeit als Inspektor der Deiche und Wälle der Weichselmarschen antrat.

„Der Kanal wird zu dem Zweck erbaut, die Oberländischen Seen der Provinz Preußen mit dem Drausensee und demnächst mit der Ostsee zu verbinden, um durch diese Wasserstraße fruchtbaren, reich bewaldeten, jetzt aller Kommunikationen entbehrenden Länderteilen der zusammenstoßenden Regierungsbezirke Ost- und Westpreußen die Mittel zu verschaffen, ihre Produkte abzusetzen und auszutauschen, welche bisher entweder gar nicht oder nur in veränderter Gestalt und unvollkommen verwerthet werden konnten“, heißt es dann auch als Begründung für den Bau des Oberländischen Kanals in den Ephemeriden, der Beilage zur in Wien erscheinenden *Allgemeinen Bauzeitung* Nr. 2 von Mai 1846.

Dass Kanäle zwischen einzelnen Seen des Oberlandes baulich möglich waren, beweist der im 14. Jahrhundert bei Saalfeld/Zalewo gebaute Weinsdorfer Kanal zwischen dem Ewingsee und dem Geserichsee. Die Eiszeit hat neben den vielen Endmoränen im Oberland eine Seenkette hinterlassen, die vom Pinnausee über den Samrotsee, Röthloffsee, Bärtingsee und den Thardensee zum Schillingsee reicht und sich für den Bau einer künstlichen Wasserstraße anbietet.

Beim Röthloffsee zweigt eine weitere Seenkette zum Drewenzsee in Richtung Osterode ab. Dies nahm Georg Jakob Steenke mit seinem erfahrenen Auge sicher wahr und berücksichtigte die örtliche Geografie in seinem Entwurf des Kanals. Immerhin hatte er 1833

bereits den Seckenburger Kanal in der Niederung der Memel erbaut.

Ein Problem war der Ausgleich der Niveauunterschiede der einzelnen Seen. Bei den Gewässern zwischen Osterode, Liebemühl/Miłomłyn und Pinnau/Piniewo waren Absenkungen um anderthalb bis zwei, stellenweise sogar mehr als fünfeinhalb Meter notwendig, zudem musste der Abiskarsee mit einem Aquädukt überquert werden, um den Geserichsee zu erreichen. Die Wasserscheide bei Liebemühl wurde durch die Schleusen bei Liebemühl und Grünort/Lubień bewältigt. Schleusen waren auch notwendig, um den Wasserstand zwischen den Dämmen zu regulieren und das Risiko von Dammbründen zu minimieren.

Herausforderung Höhenunterschied

Das größte Hindernis aber war der Höhenunterschied zwischen dem Pinnausee und dem Drausensee bei Elbing.

Der gesamte Oberländische Kanal von Elbing bis Deutsch Eylau/Илава hat eine Länge von 129,8 Kilometern, und sein bekannter Abschnitt bis Osterode war 82 Kilometer lang. Doch hier ist auf einer Strecke von lediglich 9,6 Kilometern eine Differenz von 99,5 Metern Höhenunterschied zu bewältigen. Nach dem Baubeginn mit dem ersten Spatenstich am 28. Oktober 1844 in Liebemühl wurden bis 1850 südlich des Drausensees im Fluss Kleppe fünf Kammerschleusen errichtet. Schon im Mai 1846 stand jedoch in den Ephemeriden, dass Steenke aufgrund der massiven Kosten der notwendigen Schleusen (zwischen zwanzig und vierzig Bauten) alternative hydrotechnische Lösungen suchte, um „von der Schwerkraft und der Anwendung der Kompensazion in der Art Gebrauch

zu machen, daß auf einer zu errichtenden geneigten Ebene der beladen hinunter gehende Kahn zum Hinaufziehen des letztern dient“. Ein Schiffshebewerk musste her, das die Kähne im Trockenen den Höhenunterschied bewerkstelligen ließ.

Auf seiner Suche nach einer Lösung fuhr Georg Jakob Steenke unter anderem 1850 in die USA. Seine endgültige Idee zu den „geneigten Ebenen“ stammt vom Morriskanal in New Jersey.

Bis zum Jahr 1860 waren die Hebewerke in Buchwalde/Buczyniec, Kanthen/Kąty, Schönfeld/Oleśnica und Hirschfeld/Jelenie fertiggestellt; der Oberländische Kanal konnte am 31. August 1860 offiziell eingeweiht werden. Zwischen 1874 und 1881 ließ Steenke noch die fünf Kammerschleusen in der Kleepe durch eine fünfte geneigte Ebene in Kussfeld/Całuny ersetzen. Wegen dieser damals innovativen Lösungen gilt das Kanalsystem als technisches Denkmal und steht heute unter Denkmalschutz.

Durch die Eröffnung des Oberländischen Kanals verkürzte sich die Transportzeit für Waren aus dem Oberland um Monate, landwirtschaftliche Erzeugnisse konnten schnell und rentabel geliefert werden.

Täglich passierten, so die Notizen in Steenkes Tagebuch, zwölf bis zwanzig Schiffe den Kanal, in Spitzenzeiten fast sechzig. Dem Dank an Steenke für diesen Aufschwung gaben die Landwirte der Region mit einem Obelisken zu seinem 50. Dienstjubiläum Ausdruck. Er wurde am 15. Juli 1872 in Buchwalde enthüllt. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs demontiert, steht er seit 1986 wieder dort.

Doch nicht nur die Landwirtschaft profitierte von diesem Wunderwerk der Technik. Bereits 1863 organisierte Steenke selbst aus

Anlass der „24. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe“ einen landeskundlichen Ausflug zum Oberländischen Kanal. Und schon 1872 gab es Ausflugsfahrten von Osterode nach Grünort am Westufer des Drewenzsees. Während durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes der Gütertransport auf dem Oberländischen Kanal nachließ, nahm die Zahl der Passagiere Anfang des 20. Jahrhunderts und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg deutlich zu. Viele Reedereien nahmen Reisende bei Gütertransporten mit oder setzten zusätzliche Boote für sie ein. Die meisten der damaligen Ausflugsziele an den verschiedenen Abschnitten des Kanals sind heute auf Landkarten nicht mehr zu finden. Die geneigten Ebenen werden jedoch weiterhin angefahren, denn das Verladen von Booten auf Gitterwagen und ihr Transport über Schienen einen Hügel hinauf, wo der Wasserweg bereits zu Ende scheint, ist bis heute ein Erlebnis für Touristen.

Chancen durch Investitionen heute fraglich

1912 gründete Adolf Tetzlaff in Osterode eine Reederei und transportierte seitdem in den Sommermonaten Ausflügler auf den Oberländischen Seen und nach Elbing. Schon in den 1920er Jahren gab es einen Fahrplan, nach dem einzelne Strecken an bestimmten Wochentagen befahren wurden. Die Reederei bemühte sich außerdem bereits damals um eine Koordinierung von Schiffs- und Zugfahrten, um ein problemloses Umsteigen und weiteren Transport an Land zu ermöglichen.

Ende 1944 wurden die Schiffe von Tetzlaff absichtlich versenkt, er selbst versuchte zu fliehen.

Nach der Bergung und Reparatur der Schiffe sowie der Wiederherstellung des Kanals wurde dieser am 28. September 1947 erneut eröffnet.

Am 11. Juni 1948 wurde der Schiffsverkehr von Osterode nach Elbing wieder aufgenommen. Inzwischen war das von Tetzlaff wieder reaktivierte Unternehmen bereits entschädigungslos verstaatlicht worden. An den 1952 verstorbenen Gründer der Passagierschiffahrt in Osterode erinnern die Gräber von ihm und seiner Frau Hedwig auf dem Alten Friedhof der Stadt und seit dem 30. Juni 2012, dem hundertjährigen Jubiläum der „weißen Flotte“, eine Erinnerungstafel am Gebäude der Osterode-Elbinger Schiffsahrtsgesellschaft, die diese Tradition fortsetzt.

Nach einer Generalüberholung der geeigneten Ebenen und großer Teile des Kanals im Jahr 2015 ist er wieder auf der gesamten Länge befahrbar, doch seit der Verlagerung des Gütertransports auf die Straße wird er fast ausschließlich nur noch touristisch genutzt.

Ähnliches, wenn auch nicht im selben Maße, gilt für den Hafen in Elbing, den Endpunkt des Oberländischen Kanals. Mit einem umstrittenen Großprojekt der polnischen Regierung soll er nun unterstützt werden. Da der Schiffsverkehr von Elbing in Richtung Ostsee derzeit Pillau/Baltijsk und damit russisches Gewässer passieren muss, wird an einem Durchstich der Nehrung bei Kahlberg/Krynicy Morskiej gearbeitet.

Zudem soll von dort aus eine vertiefte Fahrrinne zum Hafen von Elbing führen und die Frische Nehrung auch für größere Schiffe fahrbar machen. Ob diese – ökologisch und ökonomisch höchst umstrittenen – Maßnahmen Erfolg haben, ist schwer abzusehen. Einen ähnlichen Aufschwung wie die für damalige Zeiten riesige Investition des Oberländischen Kanals werden sie der Region nicht verschaffen können. Die Rahmenbedingungen waren im 19. Jahrhundert gänzlich anders.

Gemeinsames Gedenken der AGDM und Kulturstiftung: 70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Heute vor 70 Jahren, am 5. August 1950, wurde in Stuttgart die Charta der deutschen Heimatvertriebenen verabschiedet. Damals, nur wenige Jahre nach den Gräueln von Krieg, Flucht und Vertreibung, bekannten sie sich zum Aufbau eines gemeinsamen Europas und Deutschlands. Mit der verabschiedeten Charta setzte man eindrucksvoll ein Zeichen für Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und Völkerverständigung, ohne dabei das Gedenken an die Vertreibung außer Acht zu lassen. Ausdrücklich heißt es in der Charta, dass die Heimatvertriebenen auf Vergeltung verzichten und die Schaffung eines geeinten Europas, in dem die Völker gleichberechtigt ohne Furcht und Zwang leben können, sowie den Wiederaufbau Deutschlands und Europas nachhaltig unterstützen wollen.

Wenn wir am heutigen Tag an die Unterzeichnung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen erinnern und dass das erlittene Leid der Vertreibung diese nie daran gehindert hat, die Verständigung mit unseren Nachbarn im Osten zu suchen, sollten wir uns auch das Schicksal der Heimatverbliebenen ins Bewusstsein rufen. In den meisten Staaten des östlichen Europas waren die Heimatverbliebenen lange Zeit Repressalien ausgesetzt, wenn

sie sich zur eigenen deutschen Sprache und Identität öffentlich bekannten. Auch sie hatten ihre Heimat verloren.

Gleichermaßen verfolgen Heimatvertriebene und Heimatverbliebene heute einen partizipativen Ansatz in ihrer Kulturarbeit und haben gemeinsame Ziele und Anliegen auf der Grundlage eines geeinten Europas im Geiste der Charta von 1950. Der Charta der deutschen Heimatvertriebenen liegt ein gesamteuropäisches Interesse zugrunde – die Mahnung, dass Vertreibungen geächtet und nie wieder möglich sein dürfen. Zugleich ist sie eine fortwährende Verpflichtung für uns alle sich für ein dauerhaft geeintes und friedliches Europa einzusetzen, in dem gerade auch neben den Völkern die Volksgruppen eine gesicherte Zukunftsperspektive durch verbriefte Minderheitenrechte haben müssen.

Wenn junge Menschen von heute die Charta lesen, wird sich ihnen der hohe sittliche und historische Rang dieses Dokuments vielleicht nicht gleich auf Anhieb erschließen, weil sie manches für selbstverständlich halten, was damals ganz und gar nicht selbstverständlich war. Man muss sich schon in das Jahr 1950 zurückversetzen, in die verzweifelte Lage der Vertriebenen, die alles verloren hatten und mit ihren grauenvollen Erinnerungen an Krieg, Leid und Vertreibung zu Millionen in Lagern und Notunterkünften lebten. Wir haben daher allen Grund, heute den Verfassern und den späteren Umsetzern der Charta der deutschen Heimatvertriebenen zu danken.

Arbeitsgemeinschaft deutscher Minderheiten in der FUEN
Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

Kurze Geschichte, die das Leben schrieb

Zwei ungemähte Roggenfelder im September

Von Günter Donder

Der schreckliche Krieg war gerade einige Monate vorüber, als wir mit dem, von unserem „Führer“ allen Deutschen versprochenen. „Volkswagen“ von der Flucht vor der Roten Armee heimkehrten. Unser VW bestand leider nur aus einer größeren Kiste, der ich eine gefundene Brechstange als Achse darunter gebastelt hatte. Zwei Räder eines Kultivators (Ackergerät) passten zufällig darauf. Zwei Latten seitlich an die Kiste genagelt, erlaubte das Führen dieser Karre. So ausgerüstet, waren damals Viele mit geringer Habe unterwegs gewesen. Alles war weg, bei uns auch der Vater. Die Heimat war ein von fremdem Volk besetztes Land geworden. Was folgte, hatte wenig mit „Aufatmen“ nach einem Krieg zu tun, eine schwere Zeit erwartete uns.

Nun, wir kehrten nach der misslungenen Flucht erst am 1. September 1945 mit einem gewissen Frieden im Herzen heim. Das erzwungene Herumtreiben in der Fremde hatte ein Ende gefunden und dieser September bescherte uns das schönste Wetter. Auf unserem etwas vom Dorf abgelegenen Hof, den wir immer nur mit Leben erfüllt kannten, herrschte eine sonderbare Stille. Es war nichts da, nicht einmal die zurückgebliebenen Katzen oder der Hund zeigten sich. Hinter dem Haus wucherten mannshohe

Kletten. Fliegen summten in ihren großen Blättern. Das waren die einzigen Geräusche. Sonst herrschte Stille. Stille überall.

Vater hatte im vergangenen Herbst auf unserem Land einige Zentner Roggen ausgesät. Das Getreide stand gut auf dem Halm, war nicht gelagert.

Nur seine Ähren neigten sich stärker als gewöhnlich zur Erde. Niemand war zur Erntezeit dagewesen. Roggen wird Ende Juli gemäht. Diesmal stand er fünf Wochen über die Zeit auf den Feldern. Gerste, Weizen und alle anderen Getreidearten hatte auch niemand geerntet. Alle Felder sahen, soweit das Auge reichte, gleich aus: grau und nicht braun oder gelb. Welch einen Reichtum, hatte die Natur den wenigen Menschen beschert, die nun auf ihre Höfe zurückkehrt waren!

Was konnten wir mit diesem Reichtum anfangen? Es gab keine Maschinen zur Bearbeitung und nicht ein einziges Pferd in unserem Dorf, in das nur Wenige zurückgekehrt waren. Der schöne sonnige September aber mahnte dringend zur Ernte, denn bald würden Schnee und bittere Kälte Einzug halten. Wir besaßen nur, was wir am Leibe trugen. Ich war sechzehn, sehr ausgehungert, meine beiden Schwestern noch jünger und Mutter eine vom Typhus geschwächte Frau. Was musste man tun, um überhaupt ernten zu können? Zuerst war wenigstens eine Sense nötig, und die hatte uns der Krieg tatsächlich auf dem Hof gelassen, ebenso einen Schleifstein. Mit diesen Gerätschaften ließe sich schon etwas machen.

Und so mähte ich mit meinem zwei Jahre jüngeren Schicksalskameraden Ewald Mottel aus unserem Dorf beinahe Vaters ganze Aussaat ab. Mutter mit Schwester Waltraud „rafften“ hinter uns.

Ich fühlte mich fast wie ein richtiger Mann, auch wenn mir vor Anstrengung und Auszehrung alle Knochen im Leibe zitterten. Wer mähen kann, muss doch schon ein Mann sein, dachte ich. Dabei lernte ich diese Arbeit gerade erst kennen. Ewald mit vierzehn verstand dieses Handwerk nicht besser, so dass unsere Sensen oft auf Steine gerieten oder mit der Spitze in der Erde stecken blieben. Funkensprühend erinnerten uns diese Erntehilfen an deren nicht gerade fachmännische Handhabung. Wir verbuchten es als Lehrgeld.

Es war trotzdem eine befriedigende Arbeit. Endlich etwas tun, was Sinn hat. Wir stellten die Garben in Hocken zusammen und freuten uns an dem schönen Anblick.

Doch blieb noch die bange Frage offen, wie das abgemähte Getreide wohl in die Scheune kommen sollte. Kein Pferd war da, auch kein Wagen. Die Idee, eine Trage zu basteln, um so eine ganze Hocke auf einmal wegtragen zu können, war nicht von der Hand zu weisen. Unser Roggenfeld lag doch dicht am Hof. Also bauten Ewald und ich mit „Spucke und Geduld“ so ein Gestell zusammen.

Durch die gute Witterung trockneten die Garben schnell; wir konnten unsere Tragevorrichtung bald einsetzen. Die Erfindung erwies sich als ausgezeichnet und wir schafften es, alles Gemähte in die Scheune zu bringen. Wie waren wir glücklich! Man musste nur beginnen, das andere ergab sich von selbst. Die biblische Mahnung „im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ galt hier ganz besonders, denn von der Heisch- und fettlosen Suppe, die Mutter kochte, gab es wenig Kraft. Wir wurden schnell müde.

Als die letzte „Fuhre“ eingebracht worden war, kam die Frage, wie wir wohl das Dreschen bewerkstelligen wollten. Es gab darauf nur eine Antwort — mit Flegeln, die von den Masuren „Zep-py“ genannt wurden. Aber wer hatte noch Flegel? Auf den ersten Blick — niemand. Doch suchen sollte man schon. Und wir fanden tatsächlich welche. Eine kräftefordernde Sache ist das Dreschen mit Flegeln. Ewald und ich droschen so gut es ging, immer auf der Hut, uns gegenseitig nicht zu erschlagen. In dem Alter hat man kaum Kontrolle über so ein fliegendes Hartholzstück, das mit einem Lederriemen am langen Stiel befestigt ist. Die Spreu des Gedroschenen ließen wir vom Wind auf der Tenne wegwehen. Dort ist auch bei Windstille immer Durchzug, wenn beide Tore offen stehen. Es sah aus, als spielten Kinder im Sand, denn wir warfen das Gedroschene mit Händen in die Höhe, wobei die leichtere Spreu ein Stückchen wegflog.

Einen Sack Roggen brachten wir unter großer Mühe zustande. Ich freute mich besonders auf das erste Stück Brot, das unter meinen eigenen Händen entstehen sollte. Doch ehe es so weit sein konnte, musste der Roggen natürlich gemahlen werden. Wie mahlt man Getreide, wenn es keine Mühlen gibt? Wir erinnerten uns an kleine handbetriebene Hausmühlen, in Masuren „Särny“ genannt. Man hatte sie wegen Unzweckmäßigkeit, ebenfalls irgendwann „weggestellt“. Sie bestanden aus zwei kleinen übereinanderliegenden Mühlsteinen, deren oberer so gelagert war, dass man ihn, an einer Griffstange haltend, drehen konnte. Er hatte in der Mitte ein Loch, durch das ständig eine Handvoll Roggen geschüttet und auf dem darunter liegenden Stein zu Mehl zerrieben werden konnte. Das war eine noch härtere Arbeit als das Flegeldreschen.

Sehe ich heute weggeworfenes Brot, werde ich immer wieder an diese harte Arbeit erinnert. Ich glaube, wer einmal Brot mit so viel Mühe erworben hat, kann es ein Leben lang nicht mehr achtlos in den Abfalleimer schmeißen

Doch kann jede Mühe vergebens sein, wenn kein guter Geist über ihr wacht – und der musste, in unserem Fall, von der Flucht noch nicht heimgekehrt sein. Als Ewald und ich einige Tage später einen zweiten Sack voll dreschen wollten, war in der Scheune kein Halm vorhanden. Jemand hatte sich unsere mühevollen Arbeit auf die einfachste Weise auszahlen lassen – er stahl den Roggen ...

Das war im September 1945 geschehen. Als ich, schon lange in der Bundesrepublik Deutschland wohnend, während einer Urlaubsfahrt im September 1998, auch unsere Felder streifte, die uns natürlich nicht mehr gehörten, hatte jemand dort wieder Roggen gesät und – der war auch, ähnlich wie damals, noch nicht abgemäht geworden.

Mein erster Gedanke: Er wartet auf meine nun etwas stärker gewordenen Arme. Am liebsten hätte ich nach einer Sense gesucht. Aber wie sollte ich das machen? Mutter und Schwester lebten nicht mehr und Ewald war auf dieser Reise nicht mitgekommen. Außerdem gehörte mir der Roggen nicht, auch wenn er auf „unserem“ Feld wuchs. Er wird gewiss verfaulen ohne vorher genutzt worden zu sein. Der verregnete Sommer hatte das Ernten verhindert. Wie Schade, dachte ich, und ging weiter ... zum See, in dem ich als Kind sehr oft gebadet hatte.

Zwangsläufig kam ich auch an unserem Gartenbach vorbei, dessen Geschichte bekannt ist. Sein „Bett“ deckte die Zeit mit Gras zu ...

Der erwähnte See ist die Verkörperung von Romantik, denn er liegt mitten im Wald und ist von einem Schilfgürtel und in zweiter Reihe von Erlenbäumen und undurchdringlichem Gesträuch eingefriedet. Nur die ehemalige „Badestelle“ ist zugänglich. Stille herrscht dort, ich hörte nur das leise Flüstern der Wellen im Röhricht und ab und zu den Ruf eines Wasservogels. Diesmal badete ich nicht und dachte an die Erntezeiten, als mein starker Vater noch auf unseren Feldern die Sense schwang ...

Die große Konferenz

Von Siegfried Lenz

Manchmal, wie die Erfahrung zeigt, glaubt man etwas zu besitzen, nur weil man sich an den Gedanken des Besitzes gewöhnt hat. Dieser Tatbestand war gegeben im Fall der sogenannten Suleyker Poggenwiese, eines moorigen Landzipfelchens, das erfüllt war vom quakenden Palaver der Frösche, vom einzelgängerischen Brummen der Hummeln, von unablässigem Gepieps und Gezirp. Die Suleyker, sie sahen nämlich Poggenwiese als ihren rechtmäßigen Besitz an, weshalb sie ohne Arg hinaufließen ihre berühmten Schafe, ihre Schimmel, ihre Kühe, ganz zu schweigen von den Enten, die es unaufhaltsam zu den Gräben zog.

Es ging gut, sagen wir mal – aber niemand hat die Jahre gezählt, wie lange es gutging. Eines Tages nun zog sich ein Mensch aus Schissomir, Edmund Piepereit mit Namen, seine Schuhe aus, waltete in so einen Graben hinein und schnappte sich ein ansehnliches Suleyker Erpelchen unter dem Hinweis, daß die Poggenwiese, von Rechts wegen, zu Schissomir gehöre. Und daher, meinte der Mensch, könne er betrachten das Erpelchen gewissermaßen als Strandgut.

Jetzt möchte man wohl wissen, wie sich Suleyken verhielt. Na, zunächst drang es auf Vergeltung, dann horchte es auf, und nach-

dem es auch herumgehört hatte, stellte sich ein eine schmerz-
hafte Ratlosigkeit. Denn die sogenannte Poggenwiese hatte sich
herausgestellt als umstrittener Besitz – worunter zu verstehen ist,
daß sowohl Suleyken als auch Schissomir besagte Wiese als ihr
Eigentum ansahen.

Da nun aber, wie es jedermann einleuchtete, eine Wiese nicht ha-
ben kann zwei Herren, wurde das einberufen, was sich in ähnli-
chen Fällen schon wiederholt bewährt hat: nämlich eine Konfe-
renz. Diese Konferenz, sie sollte stattfinden in Schissomir, sollte
den Streit schlichten und die Poggenwiese dem zusprechen, der die
besten Worte finden konnte für den Nachweis des Besitzes. Alles
in allem, wie man es sich denken kann, weckte diese Konferenz
auf beiden Seiten große Erwartungen.

Nun wurde in Suleyken ein Vertreter gewählt, von dem zu hoffen
war, daß er die besten Worte finden würde zum Nachweis des Be-
sitzes. Es liegt nicht nur auf der Hand, daß niemand anderes ge-
wählt wurde als mein Großvater, Hamilkar Schaß, der sich durch
angespannte Lektüre geradezu den Ruf eines Suleyker Schriftge-
lehrten erworben hatte. Gut.

Wer Suleyken kennt, wird jetzt nicht allzu kleinlich sein in der
Vorstellung, was meinem Großväterchen, Hamilkar Schaß, mit-
gegeben wurde als Ausrüstung: Kniestrümpfe aus Schafwolle und
Briefmarken, Rauchfleisch und Sicherheitsnadeln, Ohrenschützer,
ein Gesangbuch, Streuselkuchen, eine ganz neue Peitsche, ferner
zwei Kilo ungesponnene Schafwolle, ein Leibriemen und, natür-
lich, Lektüre über Lektüre, welche sich vornehmlich zusammen-
setzte aus älteren, aber geschonten Exemplaren des Masuren-Ka-

lenders. Nimmt man das Ganze zusammen, so waren es ungefähr zwei Fuhrwerke voll, die mein Ahn als Ausrüstung für die Konferenz erhielt.

Hamilkar Schaß, mein Großväterchen, hielt es indes für besonders notwendig, zur Konferenz ein Tütchen Zwiebeln mitzunehmen, und zwar aus dem Grunde, weil er dem Glauben anhing, Zwiebeln seien gut zur Beflügelung des Geistes. Er pflegte sie mit der gleichen Leidenschaft zu essen, mit der er sich auf seine Lektüre warf, und er weigerte sich abzureisen, bevor nicht die entsprechenden Tütchen mit den Zwiebeln vorhanden waren. So, und dann reiste er ab, begleitet von den Segenswünschen und Hochrufen der Suleyker, reiste mitten hinein in die Höhle des Löwen von Schissomir.

Schissomir: es hatte vollauf erfaßt Sinn und Bedeutung solch einer Konferenz, wofür man, in Zweifelsfällen, nur folgende Tatsachen ins Auge zu fassen braucht: erstens wurde meinem Großvater zugewiesen eines der ansprechendsten Häuschen von ganz Schissomir, zweitens ein Gärtchen dazu, drittens allerhand ausgesuchte Bequemlichkeiten wie ein Badezuber mit Bürste, ein Stück Seife, ein Bänkchen vor dem Haus zum Nachsinnen und, nicht zu vergessen, Moos zwischen den Doppelfenstern, für den Fall, daß es im Winter zieht. Man ließ ihm Zeit, sich einzurichten, drängte ihn überhaupt nicht, und mein Großväterchen ging, um sich innerlich einzustellen auf die Konferenz, einige Wochen müßig.

Dann aber war es soweit: die Konferenz wurde bestimmt und festgesetzt.

Sie war festgesetzt auf sechs Uhr in der Früh –man wollte frisch

und ausgeruht sein. Es saßen sich gegenüber Hamilkar Schaß aus Suleyken und Edmund Piepereit aus Schissomir, derselbe, der das Erpelchen von einem der Gräben als Strandgut nach Hause getragen hatte. Die erste Sitzung, wenn man so sagen darf, nahm folgenden Verlauf : man begrüßte sich, aß eine riesige Pfanne voll Rührei und sprach über die Aussichten für den Hafer. Und man wäre fast auseinandergegangen, wenn sich jener Piepereit nicht an das Erpelchen erinnert hätte, das sein Weibchen gerade für den nämlichen Abend schmorte. Stand auf, dieser Mensch, nahm sogar eine besondere Feierlichkeit an und sprach so: „Und was übrigens betrifft die Poggenwiese, so gehört sie, wie Augenschein lehrt, nach Schissomir.“

Worauf Hamilkar Schaß, mein Großväterchen, in spürbarer Verwunderung den Kopf hob und antwortete: „Ich vermisse“, antwortete er, „Edmund Piepereit, die einfachsten Formen der Höflichkeit.“ Stand damit auf und spazierte zu seinem Häuschen hinüber, wo er einen Spaten nahm, mit diesem in den Garten ging und gemächlich begann, mehrere Zwiebelbeete anzulegen. Da es gerade die Zeit war, säte er die Zwiebelchen aus, die nach der Ernte dienen sollten der Beflügelung seines Geistes. Und als er damit fertig war, setzte er sich auf das Bänkchen zum Nachsinnen.

Den Leuten von Schissomir war solches Treiben nicht verborgen geblieben; sie nahmen es hin und leiteten daraus ab das Verhältnis meines Großvaters zur Zeit. Und sie begannen zu spüren, daß sich dieser Mann auf das Warten verstand.

Nach, sagen wir mal, ein paar weiteren Wochen – die Zwiebel-

chen schauten schon ins Licht –wurde abermals eine Sitzung anberaumt. Zugegen waren dieselben Herren wie bei der ersten, es wurde auch das gleiche gegessen. Und nach einigen Einleitungsworten ließ sich der erwähnte Piepereit folgendermaßen vernehmen: „Es ist uns“, sagte er, „eine Ehre, Gastfreundschaft zu üben gegenüber einem Mann wei Hamilkar Schaß, dem Gesandten aus Suleyken. Und mit ihm ist es sogar eine besondere Ehre, denn er ist in mancher Lektüre bewandert, er kann Worte finden, die kaum ein anderer findet, und schließlich ist bekannt und geschätzt seine Einsicht. An seiner Einsicht zu zweifeln wird sich niemand unterstehen, und schon gar nicht in dem Fall, wo es sich handelt um die Poggenwiese. Denn seit die Ritterchen hier waren, seit anno Jagello oder so, hat, wie jeder Einsichtige zugeben wird, die Poggenwiese immer gehört zu Schissomir. Und wenn auch nie viel hergemacht wurde von dem Besitz, es war unsere Wiese und ist, hol’s der Teufel, unsere Wiese geblieben mit allem, was darauf herumstolziert oder zu schnattern beliebt. Nur ein Ungebildeter könnte hier zweifeln.“

Na, kaum war ihm das entschlüpft, als Hamilkar Schaß, mein Großvater, aufstand, sich höflich verneigte und sprach: „Eigentlich“, sprach er, „müßten die Zwiebelchen schon ziemlich weit sein. Habe sie tatsächlich ein paar Tage aus den Augen gelassen. Aber das kann man ja nachholen.“

Und schon war er draußen, wackelte zu seinem Gärtchen, setzte sich auf die Bank und beobachtete das Wachstum der Zwiebeln. Unterdessen flanierten die Leute von Schissomir an seinen Zwiebelbeeten vorbei, musterten den eingehend, der da auf dem Bänk-

mit dem Ernten.“ Worauf er sich höflich verabschiedete und zu seinen Beeten zurückkehrte.

Hat man schon gemerkt, wohin das Ende zusteuert? Aber ich möchte es trotzdem noch erzählen. Der Herbst ging vorüber, der Winter kam und empfahl sich, schon stand – grüßend, wie man sagt – das Frühjahr vor Schissomir: und immer noch brachten die Sitzungen keine Entscheidung.

Jener Piepereit, von der Ungeduld seiner Auftraggeber angesteckt, bot eines Tages ganz überraschend an, die Poggenwiese vielleicht zu teilen — soweit war man schon in Schissomir.

Aber Hamilkar Schaß, er verfügte sich sanft und freundlich in sein Gärtchen und zog Zwiebeln zur Beflügelung seines Geistes. Aber schließlich passierte es dann: im frühen Frühjahr, bevor ein anderer daran dachte, fand sich mein Großväterchen im Garten ein, um seine Zwiebelchen für den nächsten Herbst zu bauen.

Arbeitete so ganz treuherzig und unschuldig vor sich hin, als Edmund Piepereit unverhofft auftauchte und, mit einigermaßen schreckerfülltem Gesicht, bemerkte: „Du gibst dir, Hamilkar Schaß, wie man sieht, viel Mühe beim Säen von Zwiebeln.“ Was meinen Großvater veranlaßte zu antworten: „Das ist nur, Edmund Piepereit, damit ich im nächsten Herbst eine gute Ernte habe.“

Dieser Piepereit, er zitterte vor diesem Gedanken derart, daß er sich ohne Gruß umwandte, jene aufsuchte, die einer Meinung mit ihm gewesen waren, und ihnen auseinandersetzte, was ihn be-

schäftigte. Und so kam es, daß sich Schissomir bereit fand, Suleyken die Poggenwiese zuzuerkennen für den Fall, daß Hamilkar Schaß, mein Großvater, auf die Zwiebelerte verzichtete. Was er auch tat. Muß ich erzählen, welch ein Empfang ihm zuteil wurde, als er nach Suleyken zurückkehrte? Nur soviel möchte ich noch verlauten lassen, daß, auf allgemeinen Beschluß, der Poggenwiese ihr Name genommen und nach langer Gedankenarbeit geändert wurde in Hamilkars Aue — zur Erinnerung an den Sieg in der großen Konferenz von Schissomir.

„So zärtlich war Suleyken“, 1955

Als die Augustfee die Äpfel küsste

Sommergeschichte – Im August gibt es viel zu tun für die Augustfee. Die Früchte an den Bäumen müssen reifen und dazu brauchen sie viele warme süße Feenküsschen

An einem sonnenwarmen Augusttag landete die Augustfee nach langer Reise in dem kleinen Land. Träge und satt lag es vor ihr. Die Bäume und Büsche prangten in tiefem Grün und die Wiesen zeigten sich stolz in ihrem zweiten Blütenkleid. In den Gärten schimmerten reifendes Obst und pralle Gemüsefrüchte, von den Feldern leuchtete ihr das Korn vanillegelb entgegen.

Die Augustfee war hoch erfreut. „Satt!“, rief sie und breitete die Arme aus. „Alles sieht reif und satt aus. Ja! Der August ist der Monat der lieblichen Süße. Jeder Tag mit Sonnenschein bringt der Natur und ihren Früchten ein bisschen mehr davon. Und das ist gut so. Schließlich trage ich, die Fee der süßen Reife, dafür Sorge. Und ich achte auf meine Fruchtkinder. Sehr sorgfältig sogar.“

Aufmerksam durchstreifte die Augustfee Wälder und Felder, Wiesen und Gärten, Parks und Weinberge. Die Arme hielt sie weit ausgebreitet und bei jedem ihrer Schritte stäubten klitzekleine Zuckerpuderkörnchen aus ihrem Zauberumhang. Die legten sich sogleich schützend auf die Früchte und schenkten ihnen viele Küsschen. Sie rochen würzig süß, diese Feenstaubküsschen. Nach Morgentau und Sonnenschein, nach Blütendüften, Kräutern, Honig, Meeresluft und ein bisschen auch nach Vanille. Sie krochen überall hin ins Land, diese Feenstäubchen, und alle Früchte beeilten sich, schnell nun zu reifen.

Nur die Äpfel – und auch ein bisschen die Weintrauben und Birnen – hatten wie jedes Jahr zum Reifen und zur Ernte noch keine Lust. Grün und mit säuerlichen Mienen ruhten sie unter dichtem Laub verborgen an den Zweigen ihrer Bäume und Rebstöcke und faulenzten sich durch die Augusttage. Fast schien es, als schliefen sie. Die Augustfee kicherte leise. „Sie versuchen es immer wieder. Schaut sie euch an!“, rief sie. „Hallo, ihr Drückeberger, wacht auf! Auch ihr müsst nun arbeiten. Der August ist ein Reifemonat und ihr müsst eure Gesichter der Sonne entgegen strecken. Ganz viele kleine Sonnenküsschen sollt ihr empfangen. Hört ihr? Beeilt euch!“

Doch weil es mit dem Beeilen so eine Sache ist, beschloss die Augustfee auch in diesem Jahr, das Problem mit den trägen Äpfeln und Birnen und Weintrauben alleine zu lösen. Wirbelwindschnell huschte sie von Baum zu Baum, von Weinstock zu Weinstock und küsste jedes kleine grüne Äpfelchen, jede Birne und jede einzelne Weintraube aus dem Sommerschlaf. Sie küsste und küsste und küsste ... und damit hatte sie bis weit in den September zu tun, bis die ersten Äpfel längst rotwangig und süß in die Erntekörbe der Menschen gelegt wurden.

© Elke Bräunling

<https://www.elkeskindergeschichten.de>

In diesem Heft

- 3 Von Bänken, Hörgeräten und Orgeln. Zehn Jahre „Freunde Masurens“
Von Uwe Hahnkamp
- 9 Wie spielst du leben?
Von Ingrid Brase Schloe
- 10 **INFORMATION !**
- 11 EINE SCHIENENKREUZFAHRT
IN DIE GESCHICHTE
Von Ulrich Miksch
- 18 Wo Schiffe kletternd fahren.
Von Uwe Hahnkamp
- 24 **Gemeinsames Gedenken der AGDM
und Kulturstiftung:**
70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen
- 26 Zwei ungemähte Roggenfelder im September
Von Günter Donder
- 32 Die große Konferenz
Von Siegfried Lenz
- 39 Als die Augustfee die Äpfel küsste
Von Elke Bräunling

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost” (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Am Mittwoch, dem 29. Juli, wurde eine Bank aufgestellt und im Beisein von Sensburgs Bürgermeister Dr. hab. Stanisław Bulajewski und dem Abgeordneten zum ermländisch-masurischen Landtags aus Sensburg Julian Osiecki eingeweiht.

Foto: Paweł Krasowski.
www.mragowo.pl/aktualnosci/



Oberlandkanal. Auf dem Oberländische Kanal bewältigen Kähne hundert Höhenmeter.

Foto: Uwe Hahnkamp